

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 3

Artikel: Der Ruf der Wälder
Autor: Broehl-Delhaes, Christel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hast du gehört in solcher Zeit
Wie Harfenton ein fernes Klingen?
Hinschwebt es durch die Einsamkeit,
Durchschwimmt die Luft auf Bienenschwingen.

Du weißt es nicht, woher es kam,
Noch was es Holdes mag verkünden
Von einem Märchen wundersam,
Das heimlich blüht in Waldesgründen.

Im tiefen Wald, wo nur allein
Der Häher schreit, die Spechte klopfen,
Da rinnt ein Quell aus Felsgestein,
Aus feuchtem Moos die Wasser tropfen.

Es rinnt und quillt und fließt gemach
Von einer Schale zu der andern,
Derweil durch's dichte Blätterdach
Die Sonnenlichter tanzend wandern.

Sahst du am Quell das schlanke Weib,
Von holder Schönheit Glanz umflossen?
Sahst du den schimmernd schönen Leib,
Von sel'ger Ruhe ganz durchgossen?

Zuweilen rührt mit weißer Hand
Wie träumend sie die goldnen Saiten —
Es leuchtet warm die Felsenwand —
Es rinnt der Fels, die Wasser gleiten.

O süßes Bild der Einsamkeit,
Du selig Weib im Felsenrunde,
Wer dich geschaut, trägt alle Zeit
Im Herzen still die holde Kunde.

O selig, wer aus Schall und Rauch,
Dich Holde, Keine hat gefunden,
Und wer, in deinem frischen Hauch
Die Seele badend, darf gefunden!

Heinrich Seidel.

Der Ruf der Wälder.

Eine Erzählung von Christel Broehl-Delhaes.

Stefan lag auf dem Rücken im Boot und ließ sich treiben. Seine weitgeöffneten Augen schauten in den Himmel, der so herbstlich blau war wie die taftseidene Farbe einer letzten Hortensie. Zwölf Tage schon war dieser Himmel bei Tage über ihm; zur Nacht hin sank er mählich in ein Zartgrau bis Schieferblau, dunkler wurde es nicht. Zwölf Tage schaute er über sich diesen Himmel und rings um sich herum die Seen und Moore im Rahmen gefärbter Wälder. Endlos waren diese Wälder, geheimnisvoll und oftmals undurchdringlich die Wälder, niemals aber angsterregend. Auch bei Nacht nicht, wenn Stefan unter freiem Himmel lag und so lange Bäume, Wolken und Sterne betrachtete, bis ihm sanft und unbewußt die Augen zufielen. Manchmal weckten ihn die Stimmen der Tiere. Es waren Laute darunter, die er nie gehört hatte und darum nicht kannte. Er wußte von diesen Tieren aus der Tierkunde eines musterhaften, großstädtischen Schulunterrichtes, später durch die lebenden Beispiele im zoologischen Garten. Aber hier sah und hörte er sie in ihrer Heimat, wußte sie frei und darum glücklich und zutraulich und freute sich mehr an ihnen, als wenn sie sein Eigentum gewesen wären. Bald wußte er durch seine heimlichen Beobachtungen ihrer Gepflogenheiten mehr über sie. Er kannte die Lachmöven, die Fischreihler, die Rohrfänger, sein Herz pochte laut vor innerer Bewegung beim Anblick des aussterbenden Ge-

schlechtes der Störche, wenn sie am Ufer standen und ihn ernst und nachdenklich betrachteten. War es nicht wie ein Wunder: Stefan hörte seit zwölf Tagen keine Kraftwagen, Straßenbahnen und Zugsignale. Er hatte keine Aktentasche und keinen Spazierstock, ja, nicht einmal mehr Kleider. Im Badeanzug ruhte er braun und wunschlos unter der Sonne, handhabte die Paddelruder oder ließ sich von der Strömung treiben.

Stefan war glücklich. Jahrelang war er mit Freunden in die Ferien gegangen. Sie besuchten Kur- und Badeorte, die See und das Gebirge, Flachland und Alpen und überanstrengten ihre Nerven bei Flirt, Tanz und Nachtgelage eher, statt sie zu schonen und zu erholen. Es genügte auch Stefan nicht.

„Woher ich nur immer die Sehnsucht habe...“ sagte er einmal nachdenklich zu seinem Vater, in einer guten Stunde, die ihn näher mit dem Gefürchteten verband. „Mir ist oft so, als müsse ich meine Heimat suchen, aber nur da, wo unermessliche, ewige Wälder rauschen...!“

„Deine Heimat ist Berlin!“ erwiderte damals der Vater mit einer Festigkeit, die nicht zu der Harmlosigkeit der sanften, sehnsüchtigen Erwägung des Sohnes passen wollte.

„Von dir her, ja!“ gab Stefan da zu. „Aber — woher stammt meine Mutter?“

Die böse, finstere Handbewegung, die seiner Frage antwortete, vergaß Stefan niemals. Es drängte ihn damals, haßvoll und rücksichtslos

eine Antwort zu erzwingen, aber er gab es auf vor den weißen Haaren des Mannes und dem Schmerz seiner zuckenden Lippen.

Die Freunde rieten spöttisch zu Masuren! Dort habe er die endlosen und unermesslichen Wälder, die Seen und die Tierstimmen, die er so liebte. Er befolgte wider ihr Erwarten diesen Vorschlag und fand die Ruhe, die er jahrelang erträumt. Warum ihn Masuren wohl so beglücken mochte? Es konnte doch nicht allein die Ruhe und Einsamkeit sein, die das bewirkte. Einsamkeit gab es auch in der erschreckenden Größe der Gebirgswelt, im gigantischen Aufruhr, in der glättenden Erlösung des Meeres, im unbeschreiblichen Liebreiz deutscher Talschaften. Aber die Tiere fehlten dort, die hier schrien und zu seiner Seele so gewaltig sprachen. Hier hörte er den Boden klopfen, spürte er den Pulsschlag der Erde zitternd an seinem Herzen, wenn er im Moos lag und die ewigen Eichen über seinem Haupt rauschten. Ihm wurde schmerzhaft bewußt, daß der Ruf der Wälder der richtige war, den er vernommen. Aber das Schmerzhafte war dieses, daß er nicht wußte, wodurch er mit diesem Boden und diesen Wäldern verbunden war. Er dachte an seine Mutter, die er nicht gekannt und von der in seinem Vaterhause nie gesprochen wurde. Und seine Phantasie setzte sie mit einem zarten Körper in diese Landschaft, ließ sie mit großem, visionärem Blick durch die Wälder gleiten, müder, streichelnder, zerfließender Bewegungen voll. Denn so dachte er sich seine Mutter, wenn er allein aus i h r e m Wesen kam.

Stundenlang verhieß er im Ried, hörte Rohrdommeln klagen, sah Fischreihher schwerflügelig zum Horst streben. Wie aus dem Leben gegangen und zu Stein geworden, konnten sie im Schilf stehen. Aus der Luft fiel das gemütliche Gemecker der Bekassine. Die wunderbare Bläse der Stirnhaut beim Schwimmen verschwendend, glitt die Bläse, das Bläßhuhn, über den Wasserspiegel. Und weit entfernt, aus der Unergründlichkeit des Moores schrie der Brachvogel. Alle Laute drangen in Stefans Herz, nur nicht der eines Menschen. Und er spürte, wie er ruhig war, da Hauch und Duft des Waldes in sein Blut flossen, wie er alles das zurückließ, was der Arzt in der Stadt Nerven genannt. Er begriff nicht, daß es etwas anderes gegeben hatte, das ihn fesseln konnte vor diesem Erlebnis. So lebte er ein verzaubertes, herbstlich verklärtes, dennoch ganz großes und natur-

notwendiges Leben. Zwölf Tage standen voll Sonne, elf Nächte wurden von Mond und Sternen überflimmert. Am Abend vor der zwölften Nacht zogen schwere Wolken über den See, in den der Fluß aus unzähligen kleinern Seen jetzt lenkte, und Stefan mußte es diesmal aufgeben, wie immer, im Freien zu nächtigen. Umständlich und unwillig baute er sein Zelt auf. Aber als es dann fertig da stand, von den Zweigen der Birken und dem leise beginnenden Regen umrauscht, zog er sein Boot in Sicherheit und froh lächelnd in die warme Geborgenheit seines Heims in der Einsamkeit.

In dieser Nacht konnte er nicht schlafen. Diese Nacht, von Sturm und Regen grausam durchpeitscht, schrie in wilden, donnernden Lauten, knickte Äste und warf Wellen des Sees an Land.

Stefan erhob sich von seinem Lager, lüftete ein wenig die Zelttür und spähte in den Aufruhr. Blaue Blitze zuckten gespenstisch, machten aus harmlos verwachsenen Baumstümpfen und verzerrtem Gestrüpp bössartig geduckte Gnomen, feulenschwingende Riesen und vorzeitliche Urwaldbewohner. Es reizte Stefan, sich mitten unter diese Gestalten zu stellen, naturnah und schlicht, aber lebendig.

Den Bademantel locker umgehungen, nur die Bootschuhe aus Segeltuch an den Füßen, ging er in den Aufruhr hinaus. Er sah nach, ob er sein Boot gut verwahrt hatte. Sturm und Wellen konnten ihm nichts anhaben. Lächelnd nickte er den Spukgestalten zu, die sich aus der Finsternis beim Aufblitzen der Blitze aus speienden Wolken auf ihn stürzen wollten. So nickte er auch dem Fremden zu, in der Meinung, auch dieser sei aus Baum und Strauch statt aus Fleisch und Blut. Aber dann zeigte der nächste Blitz große, verwunderte Augen, und die Finsternis wehrte nicht der Stimme, die also fragte, warm und treuherzig, Masurendialekt im Ton:

„Kuckuck, noch mal . . . was ist denn das?“

„Könnte das Gleiche fragen!“ gab Stefan zurück. „Aber wer zuerst fragt, hat einen Vorschlag: ich bin Ferienpaddler!“

„So,“ sagte der Fremde. „Also Ferienpaddler! Hier findet man die nicht oft, im einsamsten Gebiet. Müssen schon ein großer Naturfreund sein. Verstehst du! Ich bin es auch! Bin der Förster! Hab' losgehen wollen und das Wetter hat mir die Geschichte vermasselt! Na ja — — ! Haben Sie wenigstens 'was Trockenes?“

„Dahinten steht mein Zelt!“ wies Stefan bereitwillig. „Elf Nächte habe ich unter freiem Himmel geschlafen; nun will es mir im Zelt nicht mehr behagen!“

Wieder zerriß ein Blitz den Himmel. Die beiden einzigen Menschen im Aufruhr von Himmel, Wald und Wasser, beeilten sich, in ihm sich anzuschauen, einer des anderen Art zu ergründen.

„Wollen wir ins Zelt zurück?“ fragte Stefan.

Der andere brummte einen ungewissen Dank. Nebeneinander tasteten sie sich um Baumstämme und Gestrüpp herum zum Zelt. Die kleine Taschenlampe flammte auf und gab der Dunkelheit eine unerwartete und darum überraschende Helle. Und wieder sahen sich die beiden Menschen an und waren zufrieden einer mit des andern Aussehen.

Der Förster war ein Mensch, den man nicht jung und nicht alt hätte nennen können. Er hatte Ähnlichkeit mit der geheimnisvollen Rastlosigkeit und Sehnsucht, die dem Ausdruck eines schöngemeißelten Christuskopfes eigen ist. Stefan stellte das sofort mit geheimem Erschauern fest. Es war die Rastlosigkeit und Sehnsucht all derer, die durch unsägliche Leiden hindurchgegangen sind.

Nachdem der Förster seinen nassen Rock in eine Ecke gebreitet und seine Schuhe ausgezogen hatte, nahm er Brot und Wurst aus dem Rucksack und aß. Stefan kauerte in einer Ecke nachdenklich und betrachtete den fremden Gast, den ihm die Einsamkeit unerwartet für diese seltsame Nacht beschert hatte.

Mit einem Male ließ der Förster das Brot sinken und sah Stefan mit einem solchen erschrockenen und abwehrenden Blick an, daß es jenen tief verwunderte.

„Was hatten Sie jetzt?“ fragte Stefan. „Warum sahen Sie mich eben so an?“

Der Förster schnitt umständlich an seinem Brot, mied Stefans Blick und wich aus:

„Na, wie soll ich Sie denn angesehen haben?“

Stefan hatte zu innig sich der Natur verbunden und ihren Stimmen zu hingegeben gelauscht, als daß es ihm schwer gefallen wäre, in einen Menschen hineinzutasten, der nur halb verschlossen war.

„Sagen Sie es doch!“ sagte er bittend. Und unwissentlich, aus innerer Eingebung heraus: „Erinnere ich Sie an — jemand?“

Jetzt schaute der andere auf, und diesmal erschraf Stefan vor dem leidend bloßgelegten Innern dieser Augen.

„Ja, Sie erinnern mich an eine — Frau!“ gestand er bezwungen.

„An — eine — Frau?“ wiederholte Stefan, und ihm war so, als müsse er jetzt ein brennendes Rätsel lösen, als würde ihm ein Geheimnis bekannt, vor dem er zitterte und das er doch zu wissen begehrte.

„Bitte — erzählen Sie mir von dieser Frau!“ bat er wiederum unbewußt.

Der Förster schaute ihn böse und abwehrend an.

„Von ihr? Ihnen? Nein!“ sagte er rauh. „Ich kann nicht! Sie sind ein Fremder!“

„Nein, ich bin kein Fremder mehr!“ bekannte Stefan. „Vielleicht war ich vor zwölf Tagen noch fremd, heute nicht mehr! Ich bin mit dem Lande ganz verwachsen. Aber das ist auch unwesentlich! Warum wollen Sie mir nicht einfach von jener Frau erzählen, weil ich ihr g l e i c h e?“

Der Förster nickte ohne Überraschung.

„Dann werden Sie auch wissen, wie weit die Gutshöfe hier auseinander liegen, wie sie aufwachsen konnte in dieser Abgeschiedenheit!“ erzählte der Förster ohne jeden Übergang, ohne eine Einleitung. „Sie war so herb und fern wie eine Wasserrose mitten im Spiegel dieses Sees, unerreichbar und schön, vom Glanze eines Sterns, den man auch liebt und dennoch nicht begehrt. So sah ich Mathilde an, mit solchen Augen. . . Wie der Mann aus Berlin an sie gekommen ist, weiß ich nicht. Er wird wohl zur Jagdgesellschaft des Herrn Barons gehört haben. . . er war ein düsterer, von Sinnen getriebener Mensch. Es hieß damals, sie werde seine Frau!“

Stefan konnte sich nicht erklären, warum die kunstlose, ja hart und schonungslos zusammengepreßte Rede des Försters ihn erschütterte. Aber ihm war, als griffe eine fremde Hand schicksalsgestaltend und tiefend vor Haß an sein Leben.

Der Förster fuhr fort:

„Sie ging auch mit ihm, weil sie mußte, und sie heirateten! Was weiter um sie geschah, weiß ich nicht, ging mich auch nichts an. Aber, daß sie wiederkam, als sie ihr Kind unter dem Herzen spürte, das weiß ich, und daß ihr der Mann nachreiste und sie zurückholen wollte, daß sie aber nicht ging, weil sie nicht k o n n t e, weil

der Wald sie hielt, aus dem sie kam und der ihr Kind verlangte. Im Oktober, als der Sturm ums Haus schrie, gebar sie das Kind und gab ihr Leben zum Opfer. Der Mann kam und holte das Kind sogleich fort, während die Frau nach ihrem wildgeschrieenen Wunsch in der Sterbestunde, hier, daheim, unterm Rauschen der unermesslichen Wälder bestattet wurde. Und noch etwas weiß ich!“ Ein höhnisches, böses, triumphierendes Lächeln zerriß den tödlichen Ernst seines Gesichtes. „Er wird ewig gemahnt sein, er, der sie wegriß von hier, denn die Sehnsucht seiner Mutter weint seinem Knaben im Blut, und der Schrei der Tiere und das Keuchen der Wälder wird diesen hinziehen in das Land seiner Mutter, wo er auch immer sei, und wäre es die Wüste!“

So sprach der Fremde, und in seiner eigenen Hingerissenheit im Gedanken an das Erlebnis seines einsamen Lebens, bemerkte er nicht die Ergriffenheit und Fassungslosigkeit des andern.

„Es war meine Mutter, von der Sie sprechen!“ wollte Stefan schreien. Aber er bezwang sich und dachte ruhiger: „Ich will es ganz für mich allein behalten, dieses Wissen! Ich muß es erst auskosten, daß ich endlich etwas über meine Mutter weiß, dieses Stolze und Schlichte über sie!“ Und er dachte erschauernd, wie sehr die Prophezeiung des wunderlichen Försters in Erfüllung gegangen war, wie weit doch das Laften seiner Seele Wahrheit gewesen, wenn er seine Mutter zerfließend durch die entriessenen Wälder gleiten sah, denen sie genommen, aber nicht entwurzelt war.

„Nur eines!“ sagte er sanft. „Sie haben

diese Frau geliebt?“ Der Förster schaute starr auf, zog die Schuhe an und riß die Toppe über beide Arme, dann kroch er aus dem Zelt, den Rucksack in der linken, die Flinte in der rechten Hand.

„Der Regen ist zuende!“ sagte er. „Will machen, daß ich weiterkomme! Haben Sie Dank für den Unterschlupf, für die — seltsame Stunde! Sie gleichen ihr sehr — sehr — verwirrend — — —“

Und er wollte davonstapfen in die walldüstere Unergründlichkeit der Wälder, in den Schlund des hinter Gipfeln blitzenden Wetterleuchtens. Da eilte Stefan ihm nach und griff nach seiner Hand, die die Flinte geschultert hatte. Herzlich und warm drückte er diese ehrliche Hand.

„Ich danke!“ gestand er, ließ den Mann jäh los und ging langsam, wie traumbefangen, zum Zelt zurück. Dort lag er, bis der Morgen graute, brach ab und verstaute alle Gegenstände wieder im Boot. Dann stieß er von Land.

Dem Ende der Fahrt entgegen glitt das Boot. Aber Stefan wußte, daß er nun nicht nur seelische, sondern tatsächliche Berechtigung hatte, hier sich dem Boden entsproßt zu fühlen, weil das Blut der Einsamkeit wirklich in seinen Adern rann und die Geheimnisse von Wald und Seen in seine Menschwerdung geflossen waren und nun immer nach ihm riefen, wie der Förster hellstichtig prophezeit. Wo aber eine weiße und heimlich schimmernde Wasserrose gegen sein Boot trieb, ihn aus weitgeöffnetem Kelche ernsthaft anschauend, sprang der Vergleich des Försters in sein Gedächtnis, und er streckte seine Hand aus und streichelte in der Blüte die schimmernde Seele seiner toten Mutter.

Nordmännerlied.

Der Abend kommt und die Herbstluft weht,
Reiskälte spinn't um die Tannen,
O Kreuz und Buch und Mönchsgebet —
Wir müssen alle von dannen.

Die Heimat wird dämmernd und dunkel und alt,
Trüb rinnen die heiligen Quellen:
Du götterumschwebter, du grünender Wald,
Schon blitzt die Art, dich zu fällen!

Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,
Erloschen sind unsere Sterne —
O Island, du eisiger Fels im Meer,
Steig auf aus nächtiger Ferne!

Steig auf und empfah unser reißig Geschlecht —
Auf geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen.

Wo der Feuerberg loht, Glutatsche fällt,
Sturmwogen die Ufer umschäumen,
Auf dir, du trotziges Ende der Welt,
Die Winternacht wollen wir verträumen!

Viktor von Scheffel. (Aus dem Ertelbard).